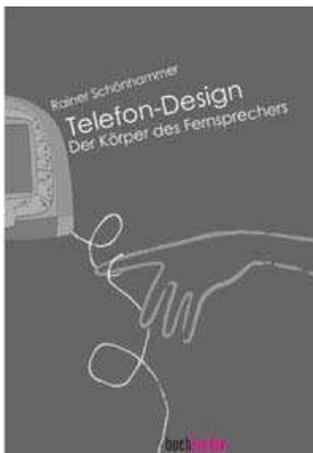
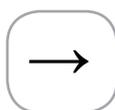
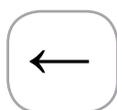
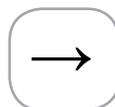


Lieber Leser, drücken Sie jetzt bitte einmalig die Tastenkombination „Strg + L“

Strg + L zur Vollbildansicht



Auf Ihrem Bildschirm erscheint daraufhin eine andere Ansichtgröße. Sehen Sie sich unten die Navigationstipps an, zu denen Sie immer mit „Pos 1“ zurückkommen. Danach blättern Sie mit der Tastatur-Pfeiltaste ihr Buch auf.



im Buch blättern



zum Anfang wechseln



zum Klappentext

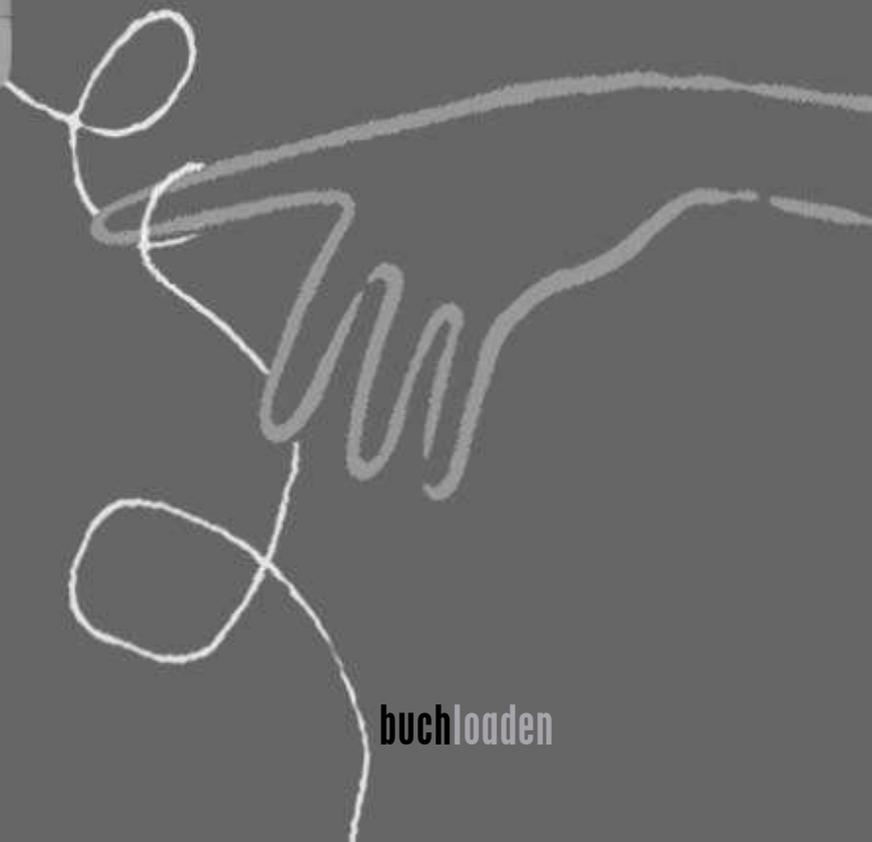


zurück zur Reader-Ansicht

Rainer Schönhammer

Telefon-Design

Der Körper des Fernsprechers



buchladen

„Praktikabilität ist ein Wert, der von Designern nur ausnahmsweise übersehen oder gar bewußt in den Wind geschlagen wird. Funktionalität ist ein Mythos des Design. Und schon längst eine ästhetische Maske: Die Prätention von Brauchbarkeit ist wesentlicher Teil des Styling. Das gilt für mehr oder weniger verstiegene Studentenarbeiten ebenso wie für marktreife Produkte wie das Porsche-Telefon, dessen freieinstellbare Ausrichtung der Tastatur ein Scheinproblem erfindet, um es — schlicht und elegant — zu lösen. Die Inszenierung von „form follows funktion“ dürfte zur Evolution des Telefons kaum etwas beitragen. Man möchte den Designern zurufen: Macht lieber was Hübsches!“

Rainer Schönhammer:
Telefon-Design.
Der Körper des Fernsprechers.
Kerken: buchloaden, 2004.

gestaltet von
buchloaden

als nr. 4 in der

sammlung medienansichten

Titelgestaltung: Claudia Maiwald, Berlin
unter Verwendung eines vom Autor
fotografierten Nokia-Mobiltelefonos 2004

Überarbeitete, aktualisierte und erweiterte
Fassung eines Aufsatzes in:
Jürgen Bräunlein und Bernd Flessner (Hg.):
Der sprechende Knochen. Perspektiven von Telefonkulturen.
Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000.

geschützte Ausgabe
© Medienbüro Brunn

Rainer Schönhammer

Telefon-Design

Der Körper des Fernsprechers

buchladen

„Mit dem Telefon kommt es zu einer Ausweitung des Gehörs und der Stimme, die eine Art außersinnlicher Wahrnehmung darstellt.“

Marshall McLuhan

(1994, S. 403)

„Sein Aussehen hat sich im Verlauf seiner Geschichte oft verändert und kann als Illustration der Entwicklung des Designs dienen.“

Vilem Flusser

(1991, S. 233)

Es gibt Telefone und „Designer-Telefone“. Diese tun ihren Dienst, ohne von ihrem Körper Aufhebens zu machen, jene bespiegeln ihre Gestalt in den Augen der Nutzer. – Betrachten wir zunächst Telefonapparate im Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung von technischen Geräten sowie mit Blick auf ihre besonderen Funktionen. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frage, wie die Geräte sich zum Körper des Menschen, der durch sie zum Fernsprecher wird, verhalten. Am Ende geht es dann auch um „Designer-Telefone“.

I. Auch das Telefon: klein, kompakt, multifunktional und mobil

Vergleicht man die Telefone der Frühzeit (Abb. 1) und der mittleren Periode (Abb. 2) des Fernsprechens mit den von der Post in den 1970er Jahren installierten Apparaten (Abb. 3), so fällt auf, daß die Geräte kleiner und kompakter geworden sind. Damit stehen Telefone nicht allein. Auch die Körper anderer elektrischer Apparate sind geschrumpft und unabhängig von den Grenzen der Verkleinerung ist um das Skelett der Technik auch bei Radio, Toaster und Waschmaschine eine umschließende Hülle gewachsen.

Wo über Technik und Design nachgedacht wird (etwa Bürdek, 1990), bleiben kritische Überlegungen zu dieser Entwicklung nicht aus:

Der Hang zur Miniaturisierung zeitigt Produkte, an denen sich unschwer eine Verselbständigung dieses Trends gegenüber der Handhabbarkeit aufweisen läßt (etwa: winzige Tasten).

Dem Bemühen, die technischen Details zu kaschieren, kann der Verlust an Anschaulichkeit der Funktion vorgerechnet werden: Geräte werden zur Black-Box und damit ebenso gesichtslos wie undurchschaubar.



Abb. 1: Siemens & Halske Wandapparat für das erste öffentliche Telefonnetz in Berlin ab 1881.



Abb. 2: Tischapparat W 48, Hagenuk, 1948.



Abb. 3: Telefon der seit Mitte der 1970er Jahre verbreiteten Serie FeTAp.

Die möglichst kleine Einheitsschachtel als Fluchtpunkt von Technik und Design?! Nimmt man diese Karikatur (Abb. 4) beim Wort, ohne sich im (kultur-)kritischen Deuten auf den Befund zu bescheiden, steht man vor der Frage, woher die Entwicklung denn rührt. Was treibt Verkleinerungswut und Streben nach optimaler Geschlossenheit an?

Ästhetik des Kleinen und des Geschlossenen

Je kleiner ein Gerät, desto weniger Platz nimmt es weg. Das ist attraktiv, zumal wenn es um ein mobiles Telefon geht. Aber erschöpft sich der Reiz des Kleineren

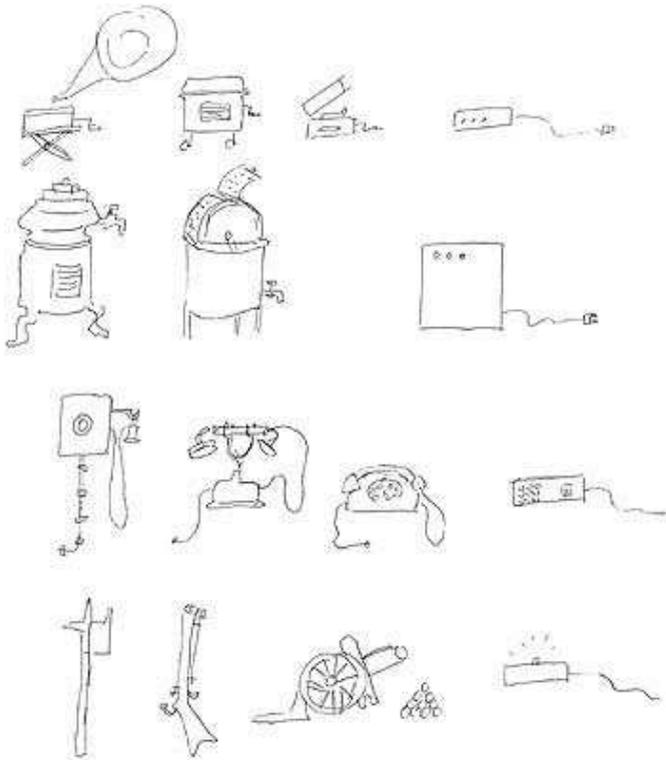


Abb. 4: Karikatur von Lucius Burckhardt (1985).

in diesem praktischen Vorzug? Ist nicht die Suggestion der Beherrschbarkeit, die vom Kleinen ausgeht (vgl. Lévi-Strauss, 1973), jenseits praktischer Erwägungen der Grund für die Bevorzugung des je kleineren Geräts? Daß eine kleine Sache in den Augen von Betrachtern, insbesondere Betrachterinnen, leicht zum ‚süßen Ding‘ wird, spricht jedenfalls für die Wirksamkeit der Ästhetik des Kleinen.

Das kleine Objekt ist offenbar nicht nur nicht bedrohlich oder positiv gesagt, beherrschbar, sondern es kann zu einem Subjekt mutieren, das liebevolle Zuwendung verdient. Der Fetisch der Verkleinerung in der Produktgestaltung entspringt, so gesehen, affektiven Konstanten der menschlichen Wahrnehmung: klein beruhigt, klein öffnet das Herz.

Es gibt beim Telefon jedoch auch eine Gegenbewegung zur Verkleinerung: ISDN-Büroanlagen (Abb. 5) sind relativ raumgreifende Gebilde mit einer Vielzahl von Knöpfen; hier scheint eine Ästhetik der Größe und der Komplexität im Spiel zu sein, die im geschäftlichen Bereich offenbar ihr Recht behauptet: Steuerpulte, die Macht verkörpern.

Der in der Ästhetik des Kleinen involvierte Animismus der Wahrnehmung – das ‚süße Ding‘ lebt – hilft auch zu verstehen, warum Apparaten mit kompakten Hüllen ein Überlebensvorteil in der Produktevolution eignet.

Bloßliegende Technik mutet insektenhaft an. Insekten aber befremden den Menschen (und auch Affen haben bekanntlich Furcht vor Spinnen). – Nebenbei: Transparente Telefone erweisen der designkritischen Forderung nach sichtbarer Funktion eine kokette Reve-



Abb. 5: Büro-ISDN-Apparat einer Chef-Sekretärin.

renz, sind Designer-Telefone für Eingeweihte, die das Häßliche ästhetisieren – Insekten in Bernstein; zugleich führen diese Geräte vor Augen, daß Sichtbarkeit im Falle von Elektronik keineswegs Sinnfälligkeit verbürgt: „Technik sollte möglichst direkt gezeigt werden. Jedoch nicht im Sinne eines Blickes auf die Technik, wie z.B. die Plexiglas-Telefongehäuse (...), sondern als Einblick in die Funktionen der Geräte. Gerade bei elektronischen Geräten ist die Bedeutung des Mensch/Objekt-Bezuges besonders wichtig, da das ‚Wesen‘ der Objekte sich verflüchtigt hat.“ (Bürdek, 1990, S. 83)

Magie der Multifunktionalität

Der Trend zu kleineren, kompakteren Geräten geht einher mit einer Steigerung der Leistungsfähigkeit. Dank der Elektronik sind Miniaturisierung und Vervielfachung von Funktionen kein Gegensatz. Auch in dieser Hinsicht steht die Entwicklung bei den Telefonen nicht allein: Wie Fotokameras, Radios, Mixer und Waschmaschinen werden Telefone immer „intelligenter“. Diese Situation des Angebots unterstellt, daß die Inflation der Funktionen ein Wert an sich ist, Konsumenten reizt, ob sie der zusätzlichen Funktionen nun bedürfen oder nicht. Daß der Reiz der funktionalen Erweiterung jenseits der konkreten Funktionen Geräte attraktiv macht, läßt sich an der geläufigen Tatsache ablesen, daß die stolzen Besitzer die erworbenen Potenzen kaum je ausschöpfen. Man erwirbt mit entsprechenden Apparaten per se Teilhabe am technischen Fortschritt, eignet sich die Ding gewordene Macht, spricht: „Intelligenz“, der Technik an.

Eine gewisse Ironie liegt darin, daß der Gebrauch der angeeigneten Möglichkeiten teils an der Überforderung

der Konsumenten scheitert. Vor den Dienst der technischen Hilfsgeister haben ihre Schöpfer das Studium der Gebrauchsanweisung gesetzt: Auch das Zaubern mit Technik will gelernt sein. – So hatte man die versprochene Magie nicht verstanden: „Fast kein Anwender setzt sich länger als 30 Minuten hin, um eine Anleitung zu studieren, gleichgültig, ob für Radio, Fernseher oder Telefon. Was in dieser Zeit nicht verstanden wurde, wird meist nicht benutzt, allenfalls bei einem Kollegen erfragt. Denn in 90 Prozent der Fälle wird eine Bedienungsanleitung kein zweites Mal aus der Schublade geholt.“ (Pleil, 1996, S. 37)

In der Gestalt der Geräte ist die wunderbare Vermehrung der Gebrauchsmöglichkeiten etwa in einer Unzahl von Knöpfchen gegenwärtig. Das macht etwas her. Die Kehrseite ist, daß so die Forderung, die der Apparat seinerseits an den Nutzer stellt, ins Auge springt. Designer wissen darum: „Die meisten Telefone, die heute angeboten werden, können viel und haben für die verschiedenen Funktionen oft sehr viele Tasten, das schreckt die meisten Nutzer ab“, zitiert ein Autor der Zeitschrift *Form* eine junge Designerin (Pleil, 1996, S. 38). Das Knopfgewimmel wirkt auf den ersten Blick komplizierter als die Bedienung der nämlichen Funktionsvielfalt durch wenige Knöpfe, obwohl letzteres zwangsläufig kryptischer bleibt (etwa: für Funktion A x-mal Knopf 1 und y-mal Knopf 2, für Funktion B n-mal Knopf 1 und p-mal Knopf 2 drücken, etc.).

Der Kognitionspsychologie Donald Norman (1989) hat Designern in diesem Sinn eindringlich ins Gewissen geredet. Hinter der vermeintlichen Übersichtlichkeit durch Aufladung weniger Knöpfe mit vielen Funktionen lauert die Gebrauchsanweisung. Durch die Gestaltung der Geräte die erreichte technische Komplexität

zu demonstrieren und zugleich einfache Bedienung zu suggerieren, ohne Kompliziertheit nur zu verstecken, das klingt nach Quadratur des Kreises, scheint allerdings durch die Verbindung von Minibildschirmen (Displays) und Bildsprache (Icons) zu einer – prinzipiell – lösbaren Aufgabe geworden zu sein (Bedienerführung). Ohne ein wenig Geduld für die freundliche Belehrung durch das Telefon („Interaktion“ mit dem Gerät) geht es allerdings auch bei den raren Exempeln dergestalt tatsächlich „benutzerfreundlichen Designs“ nicht ab.

Jedenfalls bedeutet Design im Falle des Telefons, wie bei anderen technischen Gerät auch, heute und künftig nicht zuletzt „Interface-Design“, d. h. möglichst voraussetzungslose, „idiotensichere“ Menügestaltung auf dem Display des kleinen, knopfarmen Spezialcomputers (vgl. Bürdek, 1990; 1994).

Mobilität

Der Trend zum Mobiltelefon ist ein Motor der Verkleinerung. Darüber hinaus motiviert das mobile Telefonieren einen Wettlauf um die Verringerung des Gewichts der Apparate. Schon ist vergessen, daß die ersten Geräte auf dem Markt der Mobiltelefone (Ende der Achtziger Jahre) Tischgeräte an Volumen und Gewicht deutlich übertrafen. In der einschlägigen Werbung wurden in dieser Zeit einerseits Sperrigkeit und Anhängigkeit der Apparate so gut es ging überspielt und dafür die Aufhebung der Ortsbindung des Telefonierens herausgestrichen (siehe Abb. 6 auf der folgenden Seite).

Jenseits des populären Begriffs von Design, der den „schönen Schein“ der Dinge meint, also etwa die extravagante Erscheinung von Designer-Telefonen, ist im zeitgenössischen professionellen Verständnis von

Design die Veränderung des Telefonierens durch die Mobilisierung eingeschlossen. Für diese Sicht von Gestaltung steht die Formel „Design ist unsichtbar“ (Burckhardt, 1985).

Auch das mobile Telefonieren als Modifikation der Prozesseigenschaft einer Gebrauchsweise von Technik ist Moment einer allgemeinen

Entwicklung: Vom Transistorradio bis zum Walkman hat sich mediatisiertes (Musik-)Hören mobilisiert, mit dem tragbaren Computer (Laptop) eine Form des Arbeitens vom Schreibtisch gelöst. Die Mobilisierung vormals ortsgebundener Gerätenutzung knüpft einerseits ein engeres Band zwischen Apparat und Person. Objekte, die den Menschen auf Schritt und Tritt begleiten, tendieren dazu, als Erweiterung des Selbst (ähnlich Kleidungsstücken und Schmuck) oder als intime, treue Begleiter – wie die kindliche Schmusedecke (als „Übergangssubjekt“, das Verlorenheitsgefühlen entgegenwirkt, Geborgenheit schenkt) – erlebt zu werden. Andererseits tragen die mobilen Apparate zuvor an Wohnung und Arbeitsstätte gebundene Tätigkeiten in die Öffentlichkeit. Das hat, je nach Tätigkeit, mehr oder minder einschneidende sozialpsychologische Folgen.

Im Falle vom Walkman und Mobiltelefon äußert sich der Eingriff in das gewohnte öffentliche Nebeneinan-

... wenn Sie sich im Tagungshotel fithalten?

Heißt im Vozzimmer. Eine dringende Rückfrage, sonst pläzt der Abschluß. Das Sekretariat bezieht nach. Sie vernein die direkte Verbindung zu Ihnen.

Im Fitnessraum ist das neue Siemens Mobiltelefon „portable“ immer in Reichweite. Und nicht weitaus im Auto. Es läßt sich bequem über der Schulter tragen. Das macht Sie jederzeit ansprechbar. Zum Beispiel zwischen Hotelbesitzer und Mitarbeiter.

Aber nicht nur in Fitnessräumen, sondern auch in Werkstätten, Lagerhallen, auf Baustellen, Messen, Fährgeleisen, Flughäfen, Bahnhöfen, in Taxis, Restaurants und, und, und.



Immer und überall dabei. Siemens Mobiltelefon C2 portable.

Wenn Sie mehr wissen wollen: Bitte schreiben Sie die Siemens AG, Inventionen 141/2 276 1, Postfach 23 48, 8510 Fern

Name: _____
 Straße: _____
 PLZ/Ort: _____
 Telefon: _____
 Datum: _____
 IM 4300004 A 1980-03 276

Abb. 6: Werbung für Mobiltelefon Ende der 1980er Jahre. (Ausschnitt aus: Die Zeit, 1988)

der in Aversionen gegenüber den Nutzern. Der Grund dafür liegt in der Sozialpsychologie von Hören und Sprechen. Wer Kopfhörer trägt, verläßt die in einem Raum, den man mit anderen teilt, ansonsten unwillkürlich und unvermeidlich gegebene Hörgemeinschaft (vgl. Schönhammer, 1988), wer in Anwesenheit anderer telefoniert, bleibt zwar mit einem Ohr im gemeinsamen Hörraum, wendet aber nicht nur seine Aufmerksamkeit einer geheimen Mitteilung zu (flüstert gewissermaßen passiv), sondern spricht auch noch laut ins Leere, spricht die Anwesenden damit an und ignoriert sie zugleich. Telefonieren ist wegen der sozialen Natur von Hören und Sprechen also grundsätzlich eine Zumutung für die im Umraum gegenwärtigen Menschen. Mobiltelefone sorgen dafür, daß die schon beim Telefonieren zu Hause und im Büro erfahrbare Brüskierung von anwesenden Gesprächspartnern gehäuft vorkommt. Weiter lassen sie aus den genannten Gründen auch Fremde aufhorchen.

In Glossen, Karikaturen und auch in alltäglichen Gesprächen über die „Unart“ des -Mobiltelefonierens wird gerne die Trivialität der aufgeschnappten Mitteilungen herausgestrichen: Wer ins Leere spricht, hat nichts mitzuteilen, hallt es dem entgegen, der aus der Mitte anderer fernspricht.

Das „unsichtbare Design“ von sozialen Situationen durch mobiles Telefonieren war ursprünglich gewiß nicht Gegenstand bewußter Gestaltung. Der größere Zusammenhang des Gebrauchs eines Apparats war von dessen Schöpfern in diesem Fall, wie in den meisten anderen auch, nicht bedacht worden. Die Gestalter von Mobiltelefonen reagieren allerdings auf die unbeabsichtigten sozialpsychologischen Konsequenzen des mobilen Telefonierens: Die Möglichkeit, das akustische

Rufsignal durch Lichtzeichen oder Vibration zu ersetzen, erlaubt es den Angerufenen etwa, aus dem sozialen Feld zu gehen, bevor das Fernsprechen die Umgebung aufbringen kann. Das vibrierende Mobiltelefon ist – zumindest der Absicht nach – eine unsichtbare Neugestaltung der Abschottungsleistung, die vormals die Telefonzelle für öffentliches Fernsprechen bereithielt.

II. Telefonieren: Vom Habitus zur Geste

Betrachten wir den Gestaltwandel des Telefons genauer. Die frühen Apparate (siehe Abb. 7) waren nicht nur größer als die späteren, sondern sie zeichneten sich durch ihre Installation aus und die Art, in der sie auf die Organe von Sprechen und Hören bezogen waren. Es handelte sich ja um Wandgeräte, die so angebracht wurden, daß ein stehender erwachsener Mensch in den Trichter auf dem Kasten sprechen konnte. Die Hörmuschel hing mit einem Kabel verbunden an dem Kasten und wurde während des Telefonats ans Ohr gehalten. Die Beweglichkeit des Hörers änderte nichts daran, daß dieses Design das Telefonieren an eine Stelle fixierte und eine Haltung vorgab. Die Aktionen von Hand und Arm beim Halten der Hörmuschel (und eventuell eine Justierung der Sprechtrichters) ermöglichten in Maßen eine Anpassung an die individuelle Körpergröße, befreiten jedoch nicht von der Ausrichtung des menschlichen Körpers auf den



Abb. 7: MO3a mit Federmechanismus für die Höhenverstellung des Mikrophons (ab 1907).

Gerätekörper. Die frühen Wandtelefone forderten die Zuwendung des „ganzen Menschen“.

Die weitere Entwicklung der Geräte läßt sich nicht zuletzt als schrittweise Befreiung des Körpers von der aufgenötigten Zuwendung lesen. Bereits mit dem Tischgerät wurde die Plazierung des Apparats in einem gewissen, durch das bewegliche Kabel zwischen Wand und Gerät bestimmten, Umfang variabel. Die Beweglichkeit des Apparats hob mit der absoluten Festlegung der Telefonierstelle im Raum zugleich die Vorgabe einer fixen Haltung beim Telefonieren auf. Die Flexibilität der Haltung der Telefonierenden wurde weiter dadurch gesteigert, daß auch die Sprechmuschel handlich wurde, d.h. zum Mund geführt werden konnte.

Das wurde einmal – im Fall der ‚amerikanischen Telefone‘ (Abb. 8) – durch die Trennung eines Teils der Technik vom Tischgerät (u.a. die Glocke blieb an der Wand) erreicht, womit auch das Mikrophon greifbar wurde. Die Freiheit der Haltung ist in diesem Fall durch die Bindung beider Hände erkauft. Durchgesetzt hat sich schließlich die Zusammenführung des Sprechtrichters mit der Hörmuschel im „Hörer“ (bei seiner Einführung 1887 „Doppeltelefon“ genannt), der sich dann zu jenem kompakten, wie ein Knochen anmutenden Gebilde entwickelte (im Jargon der Siemens-Ingenieure „Schinkenknochen“ genannt; Karl

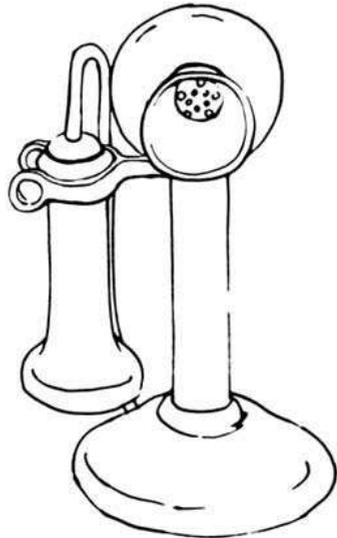


Abb. 8: „Amerikanisches Telefon“, auch „Candlestick“ genannt.

Schönhammer, persönliche Mitteilung), der bis heute das Telefon symbolisiert.

Das Wandtelefon hob ein Stück Raum als Sprechstelle von der Umgebung ab. Wer telefonierte, drehte dem Raum, in dem er sich allein oder mit anderen aufhielt, den Rücken zu. Er war anschaulich vom technischen System des Fernsprechens absorbiert. Die Raumüberwindung durch das elektrische Netz blieb verborgen, doch man konnte sehen, daß sich da jemand aus seiner Umgebung löste.

Das Telefonieren mit Tischtelefonen entkoppelt die Transzendenz des Sprechens und Hörens von der körperlichen Abwendung von der Umgebung. Man bleibt etwa am Schreibtisch sitzen und sieht einem Gegenüber in die Augen.

Bei zweihändigem („amerikanischen“) Telefonieren ist der Körper zwar noch deutlich durch die Technik gebunden, doch hat er sie zugleich – im Griff. Mit dem uns vertrauten Hörer ist das Telefonieren zu einer eher beiläufigen Geste (der linken Hand) geworden. Das System tritt in den Hintergrund. Die Abwendung von Sprechen und Hören aus dem Umraum kontrastiert umso deutlicher mit der souveränen physischen Präsenz.

Der Hörer, also der „sprechende Knochen“ ist dazu prädestiniert, das Telefon zu symbolisieren, weil er gleichermaßen Zuflüsterung und Abfließen des Gesprochenen sinnfällig verkörpert. Hörmuscheln und Sprechtrichter, deren Form sich im Laufe der ersten Jahrzehnte des Telefonierens einander anglich, deuten, als Endstücke des Knochens, auf Mund und Ohr, jene Organe, deren Funktion das Telefon potenziert. Dieser Körpersprache des ans Gesicht gehaltenen Hörers verdankt sich die Geste, mit der man jemandem bedeutet,

man werde miteinander telefonieren. (Abb. 9).

Stilisierte Hörer stehen heute auch da noch für Telefon und Telefonieren, wo die Geräte selbst kaum oder keinerlei Erinnerung an die Knochenform aufkommen lassen. Das Knochen-Piktogramm, das sich etwa auf Tastaturen und

Displays von Mobiltelefonen findet, tendiert dazu, vom ikonischen zum konventionellen Zeichen zu werden (Abb. 10).

Die Geste des Telefonierens, die mit dem Hörer verbunden ist, hat sich allerdings auch beim Mobiltelefon erhalten, mag dessen Gestalt auch eher Rasierapparat, Taschenrechner, elektronischem Terminplan oder TV-Fernbedienung gleichen. Mit der zunehmenden Verkleinerung der Mobiltelefone verschwinden diese meist weitgehend in der Hand, geht, dem Erscheinungsbild nach, das Telefonieren in der bloßen Geste auf. Hätte



Abb. 9: „Lass uns telefonieren!“



Abb. 10: Nokia 7710 mit Touchscreen (Ausschnitt aus: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 260, 2004).

man ein Kind vor sich, würde man an ein Symbolspiel denken. Angesichts eines Erwachsenen kann ein Ferngespräch Dank der Unscheinbarkeit des technischen Gegenstandes auf den ersten Blick wie ein Selbstgespräch anmuten. Das souveräne Telefonieren mit verschwindend kleinem Gerät stört die Umgebung auf und legt – wenn meist auch nur für einen Moment – die Deutung nahe: da ist jemand nicht mehr Herr seiner selbst.

III. Abgenabelt

Die Reduktion des Telefonierens auf die scheinbar nackte Geste des Hörerhaltens setzt nicht nur voraus, daß der Knochen zum Faustkeilchen schrumpft. Das Reststück, das nach und nach in der Hand verschwindet, hat auch die Technik jenseits des Hörers in sich aufgenommen, nicht zuletzt hat es die Nabelschnur zum System verschluckt.

schnurlos

Beim stationären schnurlosen Telefon macht zwar das Kabel bis zum Tischgerät nach wie vor die Anbindung an das Fernsprechnetzt sichtbar, die lange Leine von dort bis zum Hörer jedoch hat sich in Äther aufgelöst. Der weitere Zugewinn an Bewegungsfreiheit im Akt des Telefonierens liegt auf der Hand. Das ist praktisch. Zumindest kann man sich Situationen ausmalen, die die Emanzipation des Hörers von der Schnur nützlich erscheinen lassen. Eine Abwägung des tatsächlichen Bedarfs für den gewonnenen Spielraum gegenüber dem Preis, der bei der herkömmlichen Technik dafür zu zahlen ist – verminderte Übertragungsqualität, Zeitbe-

grenzung durch den Akku – läßt allerdings Zweifel an der rein praktischen Motivierung der Wertschätzung schnurloser Hörer aufkommen. Die Überwindung der sichtbaren Abhängigkeit ist jenseits aller praktischen Vorzüge attraktiv: man scheint die Technik vollends im Griff zu haben.

Die Abnabelung stärkt das Selbstgefühl. Mancher nimmt dafür die erwähnten technischen Probleme und darüber hinaus die Möglichkeit, abgehört zu werden sowie die regelmäßige Suche nach dem verlegten Hörer in Kauf. Beim Mobiltelefon spielt die praktische Seite der gewonnenen Bewegungsfreiheit selbstverständlich eine andere als Rolle als beim heimischen schnurlosen Telefon. Das stolze Gefühl von Unabhängigkeit verdankt sich in diesem Fall ganz gewiß nicht nur dem Unsichtbarwerden der Leitung. Die faktische Unabhängigkeit geht allerdings mit zusätzlichen unsichtbaren Zugriffen einher: Der Ortswechsel kann verfolgt werden, der Körper ist unwägbaren Gefahren durch elektromagnetische Strahlung ausgesetzt. Die ultimative Macht über die Technik des Telefonierens – mit dem Mobiltelefon wird Telefonieren quasi zur Körperfunktion – spinnt das Subjekt auf bisher ungekannte, unheimliche Weise ins System ein: Paranoia ist die Mitgift der Omnipotenz.

Freisprechen

Eine Alternative zum schnurlosen Hörer bietet in gewissem Umfang die Freisprecheinrichtung. Der Gewinn an Souveränität ist hier aber mit einer Veränderung der empfundenen Verbindung zum Partner des Ferngesprächs verknüpft: während der ans Ohr gehaltene Hörer den fernen Gesprächspartner scheinbar unmittelbar nahe bringt, erzeugt der Widerhall von

dessen Stimme im Raum ein Empfinden von Distanz (vgl. Rutter, 1987). Die räumliche Gegenwart der Stimme des abwesenden Sprechers hat etwas Befremdliches. Der Gesprächspartner wird seinerseits merkwürdig davon berührt, daß er sowohl den räumlichen Nachhall der Stimme seines Gegenübers, als auch den der eigenen vernimmt. Dem eigenen Sprechen des Freisprechers fehlt andererseits die Ausrichtung, er selbst wird von dem Gefühl beschlichen, ins Leere zu sprechen. Freisprechen macht Telefonieren ein wenig gespenstisch.

Bei Anwesenheit Dritter kommt die Aufhebung der beim Telefonieren selbstverständlichen Zweisamkeit hinzu: Der Gesprächspartner wird sozusagen vorgeführt – sofern dessen Einverständnis nicht ausdrücklich eingeholt wurde. Derart gegen die Konvention des Telefonierens zu verstoßen, kann dazu benutzt werden, eine Atmosphäre der Verschworenheit mit dem Anwesenden zu evozieren. Wer dabei die Fäden zieht, demonstriert Macht.

Headset

Ein harmloser Anlaß für die Nutzung der Freisprech-einrichtung ist die Notwendigkeit, mit zwei freien Händen etwas zu suchen oder zu bearbeiten (vorausgesetzt man möchte das Gespräch nicht kurz unterbrechen oder den Hörer nicht zwischen Kopf und Schulter klemmen). In diesem Fall wird der Sprecher deren die Nutzung ankündigen und baldmöglichst wieder zum Hörer greifen. Wo zwei freie Hände regelmäßig und dauerhaft benötigt werden, bedient man sich seit langem eines anderem Ersatzes für den Hörer: einer am Kopf befestigten Spange für Hörmuschel und Mikrofon (Headset). Telefonistinnen waren bereits in der Frühzeit

der Telefonnetze damit ausgestattet. Heute findet sich dieses Gerät zum freihändigen Telefonieren bei verschiedenen auf telefonische Dienstleistungen spezialisierten Berufsgruppen. Ansonsten hat sich zumindest dieses Gestell, ungeachtet seiner praktischen Vorteile, nicht durchgesetzt. Das liegt wohl daran, daß man sich hier sichtbar ins Geschirr der Technik begibt. Man mag an Bewegungsfreiheit gewinnen, aber büßt doch an Souveränität ein. – Die Metapher „etwas im Griff haben“ kommt nicht von ungefähr: Die Hand ist das Organ des selbstbestimmten Werkzeuggebrauchs. Die Kopfklammer dagegen signalisiert in erster Linie Verfügbarkeit, Fernsteuerung, wenn auch gelegentlich junge urbane Professionelle solche Aufzäumung als Zeichen dafür, wie beschäftigt sie sind, nutzen.

Für Außenstehende mindert solches Telefonieren allerdings die Irritation, die umgekehrt vom verschwindend kleinen Mobiltelefon auf die Spitze getrieben wird: Man ist eben offensichtlich mit einem Ferngespräch befaßt. Nebenbei: Solange Mobiltelefone noch einer größeren und damit gut sichtbaren Antenne bedurften, war die Fernorientierung des Sprechers ähnlich leicht erkennbar. Aber auch der Eindruck, man sei ferngesteuert, gehört zur Signalwirkung der an den Kopf gehaltenen Antenne. Auf dem Mobiltelefonmarkt setzen sich Geräte mit Antennen durch, die im Gerät verschwinden: man will nicht aussehen wie ein Bauarbeiter oder ein Marsmensch, mögen Testzeitschriften wegen der Strahlungsgefahr auch zu Geräten mit langen Antennen raten. Daß man inzwischen immer wieder Passanten sieht, die wie Idioten ins Leere sprechen, ohne auf den zweiten Blick an ihrer Geste als Mobiltelefonierer erkennbar zu sein – weil sie ein gestellfreies Headset nutzen (einseitiger Ohrstöpsel, Mikrofon am Revers),

dürfte sich nicht zuletzt dem Wunsch verdanken, der Strahlungsgefahr zu entgehen ohne aufzufallen.

Schnur-Ikonographie

Die „lästige und meist verhedderte Schnur“ („Saturn informiert sie über: Telekommunikation“; Faltblatt, 1998) ist ein Gängelband. Und sie stört das Auge. Wem würde sie schon fehlen, wenn die Konstruktion von Telefonen endgültig über sie hinwegginge? Immerhin: Werbefotografen verstanden das Hörerkabel zur Inszenierung des weiblichen und männlichen Körpers bzw. geschlechtstypischer Haltung und gar erotischer Spannung zu nutzen. Grafikdesigner bringen die tatsächliche Funktion der Schnur zum Sprechen, wenn sie Vernetzung ins Bild setzen (Abb. 11). Weiter finden sich in der Werbung Bilder, die Menschen (Frauen) zeigen, die gedankenverloren mit der Schnur spielen (Abb. 12, siehe folgende Seite). Letzteres greift eine alltägliche Erscheinung auf. Was bedeutet der Griff der freien Hand nach dem Kabel?



Abb. 11: Sprechende Kabel; Inserat der Firma „digital“ (Ausschnitt aus: Der Spiegel, Nr. 9, 1998).

Exkurs: Spiel mit der Schnur und Kritzelei

Das Spiel der dominanten (rechten) Hand mit der Schnur ist in erster Näherung eine Leerlaufaktivität, sinnlos wie vielleicht das noch verbreitetere Kritzeln während des Telefonierens. Demnach nestelt man am

Kabel herum, weil es eben gerade zur Hand ist.

Woher rührt überhaupt Fummeln und Kritzeln während des Telefonierens? Wohl daher, daß das Fernsprechen den Körper außen vor läßt. In Gesprächen von Angesicht zu Angesicht ist der ja bekanntlich höchst aktiv beteiligt. Die Verbindlichkeit eines Gesprächs stellt sich nicht zuletzt jenseits der Worte, durch „Körpersprache“, her.

Beim Telefonieren übernimmt der nonverbale Aspekt der Sprache, die Stimme, diese Aufgabe. Daher die am Telefon – ungeachtet der geringen akustischen Bandbreite – gesteigerte Sensibilität für affektive Nuancen des Tonfalles.

Wenn das Defizit an körperlich hergestellter Verbindlichkeit für die Leerlaufaktivität verantwortlich ist, dann ist es vielleicht doch nicht ganz beliebig, ob man mit dem Kabel spielt oder mit etwas anderem: das Kabel ist das greifbare Band zum fernen Gegenüber. Daß das Nesteln an der Telefonschnur ein typisch weibliches Phänomen ist, paßt zur geschlechtstypischen Bedeutung der Verbindlichkeit in Gesprächen mit und ohne Telefon.

Zum Kritzeln am Telefon dürften Männer und Frauen gleichermaßen neigen. McLuhan sah darin eine



Abb. 12: ‚Verbindung halten‘; Ausschnitt Inseerat der Firma AT&T (Aussriss aus: Die Zeit, Nr. 22, 1990).

Folge des (im Unterschied zum Radio) „schwachen Hörbild(es)“: „Manche Menschen empfinden ein starkes Bedürfnis, während des Telefonierens zu ‚kritzeln‘. Dieser Umstand steht in engem Zusammenhang mit einem bezeichnenden Merkmal dieses Mediums, daß es nämlich die aktive Beteiligung unserer Sinne und Fähigkeiten verlangt. Im Gegensatz zum Radio kann es nicht als Kulisse verwendet werden. Weil das Telefon ein sehr schwaches Hörbild vermittelt, verstärken und vervollständigen wir es durch den Einsatz aller anderen Sinne. Wenn das Hörbild detailreich ist wie beim Radio, verwandeln wir die Sinneserfahrung ins bildliche oder vervollständigen sie mit dem Gesichtssinn.“ (McLuhan, 1994, S. 406 f.)

Nun kritzelt man auch bei anderen Gelegenheiten, in Vorlesungen etwa. Das hat mit der Ausschaltung eines eigenen Beitrags zur Kommunikation und gewiß nicht mit der Stärke des Hörbildes zu tun. Beim Telefonieren ist man aktiv und zugleich ist die sinnliche Involvierung beschränkt. Was Vorlesung und Telefonieren gegenüber Radiohören gemein haben, ist eine (je unterschiedliche) Verknüpfung von Zuwendungspflicht und Ausschaltung der Beteiligung des eigenen Körpers; die „Kulisse“ Radio verlangt dagegen nichts vom Hörer. Das Radio begleitet meist andere Aktivitäten vom Haushalt bis zu Hausaufgaben. Die Kritzelei erscheint so als Antwort auf den Zwiespalt von Angesprochen-werden und reduzierter Involvierung: In einem Kreisprozeß von Hand und Auge wird die so oder so beschränkte Interaktion ergänzt (vgl. Leroi-Gourhan, 1988, S. 356). Das motorisch-visuelle Selbstgespräch läuft weitgehend unbewußt, automatisch ab und erzeugt meist stereotype ornamentale Gestalten (vgl. Prinzhorn, 1994, S. 22). Das beruhigt, stiftet Sicherheit, verschafft eine

gewisse Geborgenheit. – Das Telefonkritzeln ist, wie der Griff zum Kabel, eine Geste der Einsamkeit. Das Kritzeln hat allerdings die Hoffnung fahren lassen, die im sehnsüchtigen Spiel mit der Schnur gegenwärtig ist.

IV. Gabel und Scheibe, Tasten und Display

Gabel

Bei den ursprünglichen Wandgeräten hing der Hörer, wenn man nicht telefonierte, an einem Haken des Apparats bereit. Der „sprechende Knochen“ lag dann für Jahrzehnte, deutlich abgehoben, auf der Gabel. Aufheben und Auflegen des Hörers betätigten im Zusammenspiel von Schwerkraft und Federmechanismus einen Schalter. Dadurch wurde das Auflegen zum „Auflegen“, der Handlung, die ein Ferngespräch definitiv beendet. Mit dieser Geste verschafft sich eine körperliche Aktion – wenn auch nur negativ – Geltung im Telefongespräch (vgl. Flusser, 1991). Da diese Handlung die die Verbindung endgültig abbricht, kommt sie schon da in den Sinn der Beteiligten, wo etwa das Gewebe von gewechselten Worten und Schweigen am gemeinsamen Willen, das Gespräch fortzuführen, nagt: „Leg nicht auf!“. Das Auflegen ist eine technisch vermittelte Gebärde, die, energisch ausgeführt („aufknallen“), Wut ausdrückt. Die affektive Aufladung des Auflegens basiert, grundsätzlich gesehen, in zweierlei Hinsicht auf der Technik. Einerseits bringt das Fernsprechen einen abrupten Übergang von Intimität zur Abwesenheit mit sich. Der Moment der Beendigung wird daher besonders bedeutsam. Andererseits versinnbildlichen die technisch vorgegebenen Aktionen – Hörer halten/Hörer auflegen – die Verbindung sowie deren Auflösung. So

wie der Hörer (ähnlich wie das Hörerkabel) zum Faustpfand des Kontaktes werden kann, das Gegenüber in gewisser Weise greifbar macht (vgl. Baumgarten, 1931), mitunter zum „Liebesknochen“ wird (Kohnen, 1998, S. 28), so ist das Auflegen des Hörers sinnfällige Geste der Trennung. Der Knopfdruck, welcher beim schnurlosen Telefon an die Stelle dieser Aktion tritt, markiert nach wie vor eine psychologische Klippe, ohne jedoch diese auf markante Weise anschaulich zu machen.

Die prägnante Erscheinung des auf der Gabel ruhenden Hörers bewahrte übrigens vor einem Mißlingen des Auflegens. Bereits die Mulde im Apparat, die die Gabel ersetzte, koppelt Aufliegen des Hörers und Unterbrechen der Leitung nicht mehr eindeutig. Die Folge: unbeabsichtigte Blockierung der Leitung oder gar zusätzliche Gebühreneinheiten. Beim Knopfdruck schließlich dokumentiert sich der Vollzug der Handlung überhaupt nicht mehr in einer greifbaren Gestalt. Zeichen auf dem Display schaffen bei Mobiltelefonen Ersatz. Allerdings nur, wenn man sie beachtet. Beim Auflegen des Hörers auf die Gabel erübrigte sich eine gesonderte Kontrolle. Vereinzelt Mobiltelefonmodelle haben einen Ersatz für diesen Akt eingeführt: Das Schließen/Zuklappen einer Abdeckplatte beendet das Gespräch.

Die Metamorphose von Gabel zur Mulde erzeugte größere Kompaktheit (siehe Abschnitt II.). Mit dem Verschwinden der Gabel wurde es auch möglich, den Hörer längs über die Wählscheibe auf dem Apparat zu plazieren. Das Gehäuse wurde bei der entsprechenden Standardausführung schlanker und kleiner. Ob beabsichtigt oder nicht brachte die Schlankheit, verbunden mit dem nun leicht aufgerichteten Hörer, der sich bei frontaler Aufsicht auf den Apparat nicht mehr quer stellte, eine dynamische Anmutung.

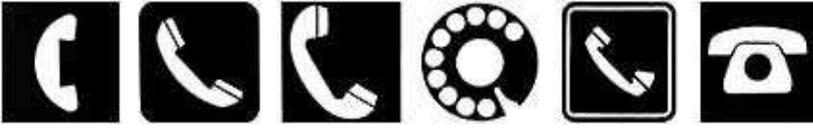


Abb. 13: Telefonpiktogramme (nach Aicher & Krampen, 1996).

Während Telefon-Piktogramme beim querliegenden Hörer blieben (Abb. 13), hat sich die Längsausrichtung der Hötermulde seither bei vielen Tischapparaten durchgesetzt, auch wenn damit keine Verringerung des Gesamtvolumens erreicht wird. Beim „Multitel“ allerdings, einer verkennbaren Synthese von Bildschirm und Telefon (Abb. 14), versuchte ein auf dem Gehäuse des Bildschirms deutlich abgehoben quer liegender Hörer zu sagen: „Ich bin ein Telefon“.

Scheibe

Jemanden anrufen hieß lange Zeit – und bei der Mehrzahl der Tischapparate noch heute – Hörer abnehmen und wählen. Vor den Zeiten der Selbstwahl wurde am Wandapparat eine Kurbel gedreht, wodurch das Fräulein vom Amt merkte, daß eine Verbindung gewünscht wird. Wem der Anruf galt, teilte man dann mündlich mit. Diese Zeremonie erübrigte sich mit der Wählscheibe. Die Scheibe mit dem Finger drehen zu müssen, um die Verbindung herzustellen, ist eine technisch bedingte Handlung ohne Ausdrucksgehalt. Bei anderen Apparaten fand dieser Mechanismus nur ausnahmsweise Verwen-



Abb. 14: Multitel (aus: Flichy, 1994).

dung (etwa bei öffentlichen Musikautomaten). Die Elektronik legte dann Tastaturen nahe. Wählen unterscheidet sich in seiner Motorik damit nicht mehr vom Benutzen anderer Geräte, etwa dem Taschenrechner.

Tasten

Der Ersatz der Scheibe durch die Tastatur hat, ergonomisch gesehen, den Vorteil der Kraftersparnis. Auch die Störung des Wählens durch ein Verrutschen des Apparats (als Folge des Kraftaufwandes) entfällt. Mit Tasten wählt es sich zudem schneller. Wählen, der magische Ruf, wurde weniger umständlich. Im Nachhinein erscheint so das Kreisen von Finger und Scheibe als Ritual mit geradezu meditativem Charakter.

Hat man mit der Entsprechung von numerischem Wert und Weg/Zeit einen sensomotorischen Anhaltspunkt für die korrekte Wahl verloren, so ist Dank der Ergänzung der Tastaturen durch Displays inzwischen diese unsichere Spur mehr als ersetzt.

Tasten im Hörer

Das Ende der Wählscheibe eröffnete der Gestaltung von Telefonen neue Möglichkeiten. So konnte die Tastatur eher als eine Wählscheibe durch Verbreiterung des Steges in den Knochen integriert werden, ohne ihm seine Handlichkeit zu nehmen. Bereits beim Tischgerät mit Kabel erhöht das die Bewegungsfreiheit des Nutzers. Schnurlose Hörer und Mobiltelefone kann man sich nicht anders vorstellen. Die klassische Knochenform hat sich damit erledigt.

Die Kombination von Hörer und Tastatur und die gleichzeitige Abflachung von Hör- und Sprechmuschel

sind, nebenbei gesagt, ein Hindernis für eine vormals mehr oder minder virtuos ausgeführte Verrenkung zur zwischenzeitlichen Befreiung der Telefonhand: Den Hörer zwischen Kopf und Schulter zu klemmen ist nun wegen der fehlenden Verjüngung in der Mitte schwieriger geworden und kann auch zu unbeabsichtigtem Druck auf Tasten führen.

Beim Mobiltelefon hat sich die formale Erinnerung an den Hörer weitgehend verflüchtigt. Sein Körper ist, wie schon gesagt, eine Kreuzung aus Rasierapparat, TV-Fernbedienung, Taschenrechner und elektronischem Terminplan. Apropos Rasierapparat: Weil kurz und eben, berührt – auch ohne Einklemmen – nicht nur das Ohr, sondern oft auch die Wange gelegentlich das Gerät. Frauenzeitschriften vermerken in Testberichten deshalb, wie resistent Tastaturen gegen Verkleben durch Make up sind. Was die Fernbedienung angeht, führte die Ähnlichkeit schon einmal zu Verwechslungen, etwa dem versehentlichen Einpacken der Fernbedienung des Hotelzimmerfernsehers (Baumeister, persönliche Mitteilung). Und Eltern klagen darüber, daß Kinder die Fernbedienung entführen, um Telefonieren zu spielen (Müller-Schöll, persönliche Mitteilung).

Gestaltung und Bedienweise von Tastaturen warfen im Falle des Mobiltelefons das Problem auf, die Auslösung von Funktionen in der Tasche zu verhindern: Neben Abdeckplatten wurden etwa Einschalten in Abhängigkeit von Druckdauer oder von Tastenkombinationen als Lösungen angeboten. Die Vereinfachung des Wählens durch Knopfdruck mündete bei den unsichtbaren Sicherheitsvorkehrungen in einer gewissen Hermetik der Bedienung.

Die Wahl durch Zuruf (des Namens des gewünschten Gesprächspartners) schließlich bedeutet, sieht man

einmal von den bestehenden Schwierigkeiten der Nutzer mit der Programmierung ab, einen qualitativen Sprung der Wahlvereinfachung: „Anrufen“ emanzipiert sich von der Handhabung eines Apparats, das Ferngespräch wird durch die magische Macht des Wortes herbeigeführt – und damit wohl für die im Raum Anwesenden noch ein wenig irritierender.

Display

Die Lesbarkeit der Flüssigkeitskristallanzeigen, die heutige Telefone formal an kleinere elektronische Rechner annähern, hat eine physische und kognitive Seite. In beiderlei Hinsicht schaffen Displays nicht immer die klaren Verhältnisse, denen diese Anzeigen dienen sollen: Sie leuchten schwach und oft nicht ein (vgl. Pleil, 1996). Bei Mobiltelefonen kommt erschwerend das Streben nach extremer Verkleinerung und Erleichterung der Geräte hinzu. Nicht nur der Größe der Displays, sondern (wegen des Zusammenhangs von Stromverbrauch und Akkuumfang und -gewicht) auch der Dauer der Anzeige waren bislang enge Grenzen gesetzt. Das hatte etwa zur Folge, daß die vorprogrammierte Schrittfolge bzw. Selbstabschaltung der Bedienung den Nutzer zu manchmal panischen Wiederholungen nötigt und ihm nebenbei das Gefühl vermittelt, in einem Intelligenztest versagt zu haben.

Displays können über die Integration in das Wählen hinaus für die funktionale Erweiterung stationären und mobilen Telefonierens dienstbar gemacht werden: Fax, E-Mail und schließlich Bildtelefon. Die Synthese von Telefon und Computer (und schließlich Spielkonsole, Fotoapparat und TV-Gerät), von der Frühgeburt „Multitel“ ein wenig monströs angekündigt, kann im

elektronischen Handgerät stattfinden, das nun, des Bildschirms wegen, statt weiter zu schrumpfen, ein wenig in die Breite geht (siehe Abb. 9 auf Seite 18). Auch im raumgreifenden Tischgerät kommt das erweiterte – auch für Taubstumme oder die Videoüberwachung der Haustür taugliche – Kommunikationsgerät nicht mehr schwerfällig, sondern als mehr oder minder abgerundete Weiterentwicklung der dynamischen Keilform der ISDN-Büroschaltplatte (siehe Abb. 5 auf Seite 9) daher.

V. Der Ruf des Apparates

„Wenn man die Funktion des Telefons beschreiben will, ist man genötigt, sich dem Telefon von zwei völlig unterschiedlichen Standpunkten aus zu nähern: aus der Position dessen, der anruft und dessen, der angerufen wird. Der Apparat präsentiert sich unter diesen beiden Gesichtspunkten als ein jeweils gänzlich anderer Gegenstand (...). Denn vom Standpunkt desjenigen, der anruft, ist das Telefon ein stummes und passives Werkzeug, das geduldig darauf wartet, benutzt zu werden; vom Standpunkt desjenigen, der angerufen wird, handelt es sich um einen hysterisch plärrenden Wildfang, dem man auf der Stelle seinen Willen lassen muß, um ihn zum Schweigen zu bringen. Deshalb träumt man in seiner geheimsten Phantasie davon, ein Telefon zu besitzen, das anruft, ohne angerufen werden zu können.“ (Flusser, 1991, S. 233 f).

„Telefon-Terror“ im engeren Sinn, also beharrliches unerwünschtes Eindringen in jemandes Privatsphäre, hat den gleichmacherischen Charakter des Rufsignals zur Voraussetzung: Das Klingeln sagt einem, daß man gefragt wird, verrät aber nicht, von wem. Da ein wichtiger bzw. erwünschter Anruf also nicht vorab von einem

unwichtigen oder unerwünschten unterschieden werden kann, hat die Telefonklingel erhebliche Macht. Man ist dem Telefon hörig. Sogar, wenn es nicht der eigene Apparat ist, der da ruft, steht man gelegentlich im Bann des Ruf-Signals. Italo Calvino hat in „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ ausgemalt, wie sich diese Hörigkeit zum Verfolgungswahn auswachsen kann.

In seiner Kulturgeschichte des Hörens befindet Murray Schafer: „Mag sein, daß ein derart dreistes Gerät auch einen unangenehmen Klang haben sollte“ (Schafer, 1988, S. 295). Gleichwohl plädiert er für dezentere Gestaltung der Rufsignale. Die Zumutungen der nationalen Varianten des Läutens, die er in seinem ursprünglich 1977 erschienen Buch namhaft macht, sind zwischenzeitlich weithin Geschichte. Der schrille Klang der Klingeln blieb gegenüber den Spielarten des sanfteren (elektronischen) Düdelü auf der Strecke. Das „elektronische Gejaule“ ist von Vertreibern von Nostalgie-Telefonen inzwischen seinerseits zur „akustischen Vorhölle“ erklärt worden. Das Klingeln („mittels zweier richtigen Schellen“) gilt hier gegenüber „wiehernden, wimmernden, jaulenden, heulenden, fiepsenden, quiet-schenden Chips“ als „Ohrenweide“ (Katalog Manufaktur, 1997, S. 116). – Sieht man von Gewöhnungs- und Geschmacksfragen ab, läßt sich konstatieren, daß der schrillere Klang der Schellen zudringlicher, aber auch prägnanter ist, während das sanftere Düdelü eher verschwimmt und so ein Lauschenmüssen zumutet. Daß die Rufe des Apparats „die Lebenswelt des Angerufenen durchbohren“ ist, wie Flusser feststellt, unter dem Strich keine Frage der Klangqualität: Man kann sich dem Läuten „nicht entziehen (..), selbst wenn es nicht wie gewöhnlich schrill und metallisch, sondern melodisch sanft ist“ (Flusser, 1991, S. 238).

Bei mobilem Telefonieren potenziert sich der Terror des Rufsignals: Jeder im Raum horcht auf und zumindest jeder Träger eines Mobiltelefons (mit ähnlichem Signal) fühlt sich im ersten Moment gemeint. Der Ersatz akustischer Signale durch Leuchtzeichen ist aber wegen der geforderten Daueraufmerksamkeit allenfalls temporär erträglich. Tuchföhlung mit dem Gerät vorausgesetzt, ist Vibration eine Alternative (vgl. Abschnitt II.).

Schafer sprach nicht nur die grundsätzliche akustische Qualität des Rufsignals an. Er erwog auch die Individualisierung des Klingelns: „Wir brauchen einhundert, eintausend, eine Million Laute, einen für jede Vermittlung, für jedes Dorf, für jeden Teilnehmer auf der ganzen Welt!“ (Schafer, 1988, S. 297). Die Elektronik macht das realisierbar. Nicht nur in dem Sinn, daß jeder seinem Apparat einen spezifischen Klang zuweist. Das entsprechende Netz vorausgesetzt, kann man die „Rufe“ der Anrufer differenzieren: Bekannten Nummern lassen sich individuell oder nach übergeordneten Kategorien (etwa: geschäftlich vs. privat) Klänge zuweisen.

In Verbindung mit einem Display kann, wiederum in Abhängigkeit von den technischen Bedingungen des Netzes (und auch der rechtlichen Regelung), selbst bei einem Einheitssignal die Nummer oder auch der Name des Anrufers erkannt und so der Terror des Telefons als solchem oder jener bestimmter Anrufer eingeschränkt werden. Diese Aufgabe hatte in den vergangenen Jahren, unter den Bedingungen des herkömmlichen Netzes, schon der Anrufbeantworter übernommen, der ja nicht nur bei Abwesenheit aktiviert wird. Der Anrufbeantworter als Anruf-Puffer läßt das Telefon sozusagen im Vorzimmer klingeln. Im Zuge der Funktionsvervielfachung von Telefonen ist der Anrufbeantworter übri-

gens bei neuen Geräten oft integriert; andererseits wird er durch die sogenannten „Mailboxen“ zum Dienstleistungsangebot der Telefongesellschaften, ohne sich im Endgerät zu materialisieren.

Beantworterfunktion und visuelle oder akustische Kennung nehmen dem Ruf des Telefons etwas von seiner Zudringlichkeit, mögen die Klänge auch auf die eine oder andere Weise eine Zumutung sein und bleiben.

Daß die Ohnmacht des Angerufenen sich relativiert, der Stachel des fremden Willens an der Kommunikationsprothese Telefon stumpfer geworden ist, trägt ex negativo zur Souveränität des Fernsprechers bei. Selbstverständlich hat das den Preis, daß umgekehrt der eigene magische Ruf immer öfter verhallt. Schlimmer noch: Man weiß nicht, ob das Schweigen schon die Antwort war.

VI. Designer-Telefone und die Evolution des Telefons

Die bis hier besprochenen Variationen des Telefonkörpers und seiner Beziehung zum menschlichen Körper gaben und geben sich wandelnden technischen Möglichkeiten Gestalt. Der Gestaltwandel des Telefons vollzieht sich offenkundig im Fahrwasser der technischen Entwicklung, ist durch diese aber nicht vollständig bestimmt. Die Evolution des Telefons geht also nicht in der Entwicklung der Technik auf, sondern ist – gerade der sprechende Knochen zeigt das – auch ein gestalterisches Spiel von Synthese und Trennung, Formung und Arrangement von Komponenten bei einem gegebenen Stand der Technik: Design.

Gleichwohl scheint es nahe zu liegen, von „Design“ von Telefonen erst im Kontext einer von der beschriebe-

nen Entwicklung abgehobenen Ästhetisierung zu sprechen: „Und selbst die Deutsche Bundespost erkannte in ihrem Bemühen um mehr Attraktivität die Bedeutung des Designs. In ihrer Broschüre 'Rund ums Telefon von A - Z' (erschieden im März 1988) wurden sogenannte Designtelefone angeboten. Dazu gehörten das Modell ‚Micky Maus‘, das Modell ‚Potsdam‘ (mit dem preußischen Adler), das Modell ‚Spessart‘ (aus gediegenem Eichenholz) oder das Modell ‚Venezia‘ aus echten Onyx. Durch die Liberalisierung des Endgerätemarktes im Sommer 1990 schwappte der Designboom erst richtig auf den bundesdeutschen Markt: Telefone von Ettore Sottsass, Giorgio Armani, Pierre Balmain oder Ferdinand Porsche sorgten für eine bis dahin nicht dagewesene modische Formen- und Farbenvielfalt.“ (Bürdek, 1994, S. 10 f.)

Bürdeks Apostrophierung von Designer-Telefonen nimmt andeutungsweise eine Differenzierung vor: Kitsch-Design vs. Design-Ikone; die erster Kategorie ist impliziert in den Hinweisen auf plumpe, an den Haaren herbei gezogene, dem technischen Ding ganz und gar äußerliche Mittel der Verschönerung, letztere in den – Stil verbürgenden – Namen erfolgreicher Gestalter. In der professionellen Designkritik schwimmt allerdings nicht selten die Grenze von Kitsch und chicem Design. Mancher Sachwalter des Design reibt sich grundsätzlich an einer vordergründigen Ästhetisierung: „Mit der Aufhebung des Postmonopols hat sich auch der Lebenszyklus von Telefonen einschneidend verändert. Nach Meinung einiger Marketingleute beträgt dieser für Freimarkttelefone nur noch zwei Jahre, dann müssen neue Geräte auf den Markt. Wen wundert es da, wenn das Design in dieser Branche zunehmend zu einem modischen Livestyle-Argument à la Swatch-Marketing verkommt. Vielleicht ist auch dies der Grund

dafür, daß ein gutes, auf Zweckmäßigkeit und Langlebigkeit orientiertes Telefonedesign, trotz des inzwischen kaum überschaubaren Angebotes an Apparaten, immer noch eher die Ausnahme als die Regel ist.“ (Zec, 1993, S. 10). Weiter: „Die Frage ist aber, ob man mit einem für den guten Gebrauch gestalteten Massenprodukt oder mit einem elitären Imageaccessoire auf dem Markt konkurrieren will. Im zweiten Fall dient das Produktdesign einzig dem modischen Styling und wird nur noch in Ausnahmefällen auch darüber hinausgehenden Anforderungen und Ansprüchen gerecht. Im ersten Fall hingegen steht das Interesse im Vordergrund, ein nicht spektakuläres, aber dafür durchaus praktikables und formstabiles Design zu schaffen.“ (a.a.O., S.11)

Eine wie auch immer realisierte Stilsicherheit der Gestaltung des Telefonkörpers schließt also nicht aus, daß sie als „modisches Styling“, (un)billige Verhübschung gebrandmarkt wird. – Fragt sich, wie das Gegenbild zur kritisierten Ästhetisierung dingfest zu machen ist. „Formstabilität“ ist eine historische Kategorie. Einem neuen Design ist nicht unbedingt anzusehen, wie lange es attraktiv bleibt. Auch eine extravagante Neuerung mag mit der Möglichkeit liebäugeln, ein Klassiker zu werden. Und kann damit Erfolg haben. Etwa das Ericofon der 1950er Jahre (Abb. 15), bei dem der gesamte Apparat in einem stehenden Knochen mit glatter Oberfläche (die Wählscheibe – später die Tastatur – versteckt sich im Fuß) aufgegangen war. Es handelt sich hier um eine frühe Bemühung um Kompaktheit, die zugleich die seinerzeit übliche sprechende Form des Knochens in bestimmter Weise pointierte. Geschwungene Form und Farbvarianten können die Entstehungszeit nicht leugnen. Extravaganz, modisches Styling und Brauchbarkeit verbürgende Schlichtheit sind hier offenbar

eine nachhaltig ansprechende Verbindung eingegangen (vgl. Jörges & Gold, 2001).

Der „gute Gebrauch“ ist weder notwendige noch hinreichende Bedingung der „Formstabilität“: Der ästhetische Reiz kann seinerseits Beharrungskraft haben, und, was „guten Gebrauch“ ausmacht, ist selbst alles andere als klar. Die oben beschriebene Evolution des Telefons ist in dieser Hinsicht ja durchaus zwiespältig.



Abb. 15: Ericofon ab Mitte der 1950er in Schweden Standardgerät, später weltweit Design-Ikone; hier im Schaufenster eines Münchner Antiquitätengeschäfts.

Es soll nicht geleugnet werden, daß es Designer-Telefone gibt, die stärker auf ein marginales Spiel von Form, Material und Farbe konzentriert sind, während andere sich stärker auf Praktikabilität verlegen. Aber:

1. Das Bemühen um Extravaganz – ob rund oder eckig, liegend, schräg oder aufrecht, schwarz, weiß, grau oder bunt – ist beim Versuch, „Design“ zu schaffen, das als solches imponiert, in der Regel mit einer gewissen Sparsamkeit oder Schlichtheit gekoppelt. Das kann man auch an der Sprachnot von Designjuroren – etwa der stereotypen Formel „Klare Formensprache“ – ablesen.

2. Andererseits ist „Praktikabilität“ ein Wert, der von Designern nur ausnahmsweise übersehen oder gar bewußt in den Wind geschlagen wird. Funktionalität ist ein Mythos des Design. Und schon längst eine ästhetische Maske: Die Präntention von Brauchbarkeit ist wesentlicher Teil des Styling.

Das gilt für mehr oder weniger verstiegene Studentenarbeiten (Abb. 16) ebenso wie für marktreife Produkte wie das Porsche-Telefon (Abb. 17), dessen frei einstellbare Ausrichtung der Tastatur ein Scheinproblem erfindet, um es – schlicht und elegant – zu lösen. Die Inszenierung von „form follows funktion“ dürfte zur Evolution des Telefons kaum etwas beitragen. Man möchte den Designern zurufen: „Macht lieber was Hübsches!“

Auch der Anschein der Langlebigkeit ist inzwischen chic, das ökologische Gewissen zum Moment des schönen Schein geworden. In Sachen Recycling ist das vorderhand (beim Telefon) noch eine Frage des Etiketts (für Eingeweihte immerhin „unsichtbares Design“). Beständigkeit bei Offenheit für Wandel kann aber durch Pointierung modularer Bauweise zur primären ästhetischen Aussage werden, wie das in der Studie „Teletangram“ der Fall ist (Abb. 18, siehe folgende Seite), der man richtungsweisende Qualität bescheinigte (v. Hinte, 1997).

Sieht so die Zukunft des Telefons aus? Vorläufig scheint zu gelten: „Eigentlich könnte man ja mit allem telefonieren. Aber um Erfolg zu haben, muß man an die Erinnerung appellieren“ (Der Gestalter Zaugg, zitiert in der Zeit-

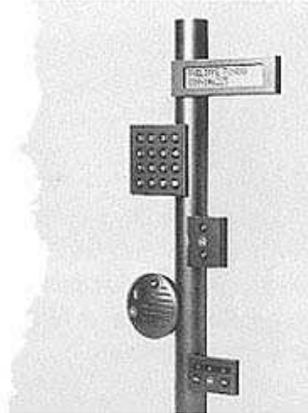


Abb. 16: Funktionen des Telefons stilisierende Studenten-Arbeit (Ausriss aus: form, Nr. 153, 1996).



Abb. 17: Porsche-Telefon mit drehbarem Tastenblock (Ausriss aus: form, 126, 1989).

schrift form, Nr. 126, 1989).
Mancher Kunde greift gleich
zum Remake: Sehnsucht
nach Telefonen.

Ein Blick auf technisch
oder gestalterisch herausge-
hobene Telefone und telefo-
nentwürfe Ende 2004, also
etwa fünf Jahre nach dem
ersten Erscheinen dieses
Aufsatzes, führt einerseits
vor Augen, dass bei der

zukunftssträchtigen Variante ‚handlicher Universalbild-
schirm‘ (siehe Abb. 10 auf Seite 18) nur noch Icons auf
dem Display an Telefonkörper(teile) erinnern.

Auf der anderen Seite trifft man auf den Versuch,
Mobiltelefone sowie die mobilen Einheiten von schnur-
losen Tischgeräten durch kreisförmige Anordnung der
Tastatur, also die Erinnerung an die Wählscheibe, als
Telefone kenntlich zu machen (Abb. 19). Mit einem das
Gerät überragenden Knochen knüpft ein neuerdings
von der Telekom vertriebenes Tischgerät an das klassi-
sche Erscheinungsbild des Telefons an (Abb. 20). Den
Gegenpol markiert ein schnurloses Telefon der Firma
Bang & Olufsen, bei dem nichts an ein Telefon (oder
sonstiges technisches Gerät)
erinnert: eine edel-schlichte
Skulptur für das ‚gehobene
Wohnambiente‘ (Abb. 21).

‚Etwas Hübsches‘, das nicht
auf den ersten Blick seine
Funktion verrät, findet sich
2004 auch auf dem Markt der
Mobiltelefone: das „Nokia

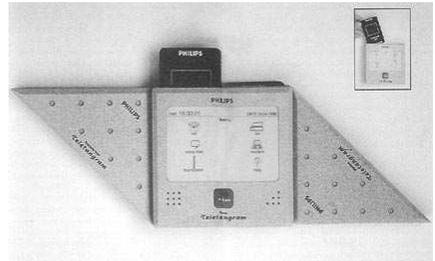


Abb. 18: „Teletangram“ – Modularität insze-
niert Nachhaltigkeit (aus Hinte, 1997).



Abb. 19: Schnurloses
Telefon 2004.

7200“ etwa (Abb. 22), dessen klare viereckige Form, Farbe (weiß, schwarz oder Taubenblau) und handschmeichlerische textile Oberfläche nach Handtascheninhalt – einer Puderdose etwa – einer eleganten Frau der 60er oder 70er Jahre aussieht; oder Geschöpfe der Marke „Xelibri“ (aus dem Hause Siemens), die als Anhänger oder mit einem Clip an der Kleidung tragbar (oder selbst ein Clip) sind, als Schmuckstücke gesehen werden sollen, und deshalb die Bedienfunktionen auf die eine oder andere Art kaschieren oder verfremden.

Die Siemens-Schmuckkollektion hält sich ein Liebäugeln mit der Ästhetik des Funktionalen offen: Ein auf oder an der Kleidung getragenes Gerät wird gewissermaßen Teil der zweiten Haut, ist also dank seiner Präsenz am Leibe (analog zur Brille an der Kette) auch in besonderer Weise verfügbar, muß etwa nicht erst in der Handtasche gesucht werden und erscheint auch



Abb. 20: T-Concept K311, Telekom 2004.



Abb. 21: BeoCom 4, Bang & Olufsen, 2004.

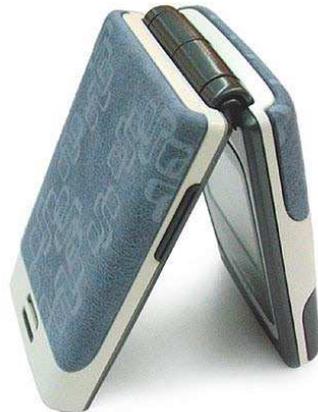


Abb. 22: Nokia 7200, 2004.

für ein Vibrationssignal besonders passend. Die überwiegend bei männlichen Vertretern der Unterschicht in den 1990er Jahren verbreitete Sitte, das Mobiltelefon ostentativ am Gürtel zu tragen, spiegelt sich hier in sublimierter Form: Statt der Potenzsteigerung durch das nackte Medium ziert nun die erkennbare Bereitschaft, an dessen ästhetischer Larvierung zu partizipieren, den Träger – oder eher die Trägerin. Da aufklappbare Foto-telefone quer durch die Marken sich inzwischen mehr und mehr der Größenordnung von Hotelseife angenähert haben und zugleich die (potentiell auf Display und wenige Knöpfe reduzierten) Bedienelemente im eingeklappten Zustand unsichtbar sind, dürfte solches Schmücken zunehmend zur integralen Funktion von diesen Multifunktionsdöschchen werden.

Das Handgelenk ist ein geschlechtsneutraler Ort für die innige Verbindung von Gerät und Körper. Kleinere Signalgeber lehnten sich bereits vor der jüngeren Entwicklung der Mobiltelefonie an die Uhr an. Nun waren diese Geräte trotz ihrer bescheidenen Funktionen recht klobig und konnten allenfalls als Indikator von professioneller Bedeutsamkeit oder unter dem Vorzeichen „Sciencefiction“ für sich einnehmen („spacig“). Es fehlt nicht an aktuellen Designstudien, die durch Assoziationen zu Sport (technikdurchsetztes Schweißband) oder Schmuck (Armreif, der die Technik in einem farbigen Touchscreen versteckt) der auch heute noch etwas überdimensionierten Telefonieruhr ein tragbares Gesicht zu geben versuchen. Eine der Variationen auf dieses Thema präsentierte die Idee, neben dem Handgelenk auch einen Teil der Hand und einzelne Finger zu einem Telefonhandschuh zu vereinen (Kirschke, 2002, über die Arbeit der Design-Studentin Sandra Schollmeyer). Damit soll man so telefonieren, daß man in die Hand



Abb. 23: Studie: Gestentelefone (Ausriss aus: form, Nr. 185, 2002)

tuschelt oder sie zu der Geste ‚Laß uns Telefonieren‘ formt (siehe Abschnitt III., Abb. 7). Zitierte die besagte Geste den (tendenziell zugleich verschwindenden) Telefonkörper, soll sie dem gestalterischen Aperçu gemäß den (zukünftig als unsichtbare Folie gedachten) Handschuh erst zum Telefon machen (Abb. 23). Gegenüber dieser um die Ecke gedachten Erinnerung an Telefone, spielt die offenbar als Alternative vorgesehene Geste der ‚vorgehaltenen Hand‘ darauf an, dass öffentliches ‚Ins Leere sprechen‘ als asozial empfunden wird und Telefonieren mit unsichtbarem Gerät – heute noch – als Idiotie imponiert.

Literatur

- Baumgarten**, F. (1931). Psychologie des Telefonierens. Zf. f. Psychologie, 122, 255-364.
- Bürdek**, B. E. (1994, 2. Aufl.). Design. Köln: Dumont.
- Ders. (1990). Design: von der Materialität zur Immaterialität – Am Beispiel des Telefons. In: Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hg.) Telefon und Gesellschaft, Bd. 2, Berlin: Spiess.
- Burckhardt**, L. (1985). Die Kinder fressen ihre Revolution. Köln: Dumont.
- Flusser**, V. (1991). Gesten. Düsseldorf: Bollmann.
- Hinte**, E. v. (1997). eternally yours. visions on product endurance. Rotterdam: o1o publishers.
- Jörges**, Chr. & H. Gold (2001). Telefone 1863-2000. Ohne Ort: Museumsstiftung Post und Telekommunikation/Edition Braus.
- Kirschke**, K. (2002). Handzeichen/Body Talk. In: form, 185.
- Kolmen**, B. (1998). Küsse zerplatzen wie Seifenblasen. In: Telefonzelle. Flüchtiger Ort der Begegnung. Dortmund: Schack.
- Leroi-Gourhan**, A. (1988). Hand und Wort. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss**, C. (1991). Das wilde Denken. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- McLuhan**, M. (1994). Die magischen Kanäle/Understanding media. Dresden: Verlag der Kunst.
- Norman**, D. (1999). The Design of Everyday Things. New York: Doubleday.
- Pleil**, Th. (1996). Falsch verbunden? In: form, 153, S. 36-38.
- Prinzhorn**, H. (1994, 4. Aufl.). Bildnerie der Geisteskranken. Wien: Springer.
- Rutter**, D. R. (1987). Communicating by Telephone. Oxford: Pergamon.
- Schafer**, R. M. (1988). Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens. Frankfurt/M.: Athenäum.
- Schönhammer**, R. (1988). Der Walkman. München: P. Kirchheim.
- Zec**, P. (1993). Design quo vadis. In: Ders. (Hg.): Jahrbuch Design Innovation 1993. Essen: Design Zentrum Nordrhein Westfalen, S. 6-13.

Bildnachweis:

Soweit nicht anders vermerkt stammen die Fotografien vom Autor; Zeichnungen: Claudia Maiwald.

Lesen Sie auch:



*Gregor Honsel:
Künstliche Menschen machen.
Das ABC des Personadesign.*

*In unserem **buchloaden** finden Sie darüber hinaus:*

- *günstige und schöne Bücher
zum schnellen Verschenken als E-Mail-Anhang*
- *gediegen gestaltete Klassiker-Ausgaben
zum Lesen auf Reisen mit dem Laptop*
- *exklusive Bücher,
die es sonst nirgendwo zu kaufen gibt*

buchloaden.de



Rainer Schönhammer, 1953 geboren in München, ist Professor für „Psychologie der Gestaltung“ an der Burg Giebichenstein Hochschule für Kunst und Design Halle (Saale). In seinen Büchern geht er den Dingen auf den Grund - solchen Dingen wie dem Walkman, der Fernbedienung, dem Auto - und eben dem Telefon.

Der Autor im Internet:
[www.burg-halle.de/
~schoenha](http://www.burg-halle.de/~schoenha)

Inhalt

[Überschriften anklicken]

Einleitung	6
I. Auch das Telefon: klein, kompakt, multifunktional und mobil	7
II. Telefonieren: Vom Habitus zur Geste	15
III. Abgenabelt	19
Exkurs: Spiel mit der Schnur und Kritzelei	23
IV. Gabel und Scheibe, Tasten und Display	26
V. Der Ruf des Apparates	32
VI. Designer-Telefone und die Evolution des Telefons	35
Literaturverzeichnis	44
Zum Autor	46